

Nr. 240 Bromberg, den 19. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage.

Onkel Otto hört, daß sich Dixi heute mit dem Grafen verloben wird. Das gibt ihm einen Stich.

Es hält ihn nicht im Hause, er muß hinüber, muß mit Dixi reden.

Er betritt den „Grünen Kranz" wieder einmal.

Er hat Glück, Frau Antonie läuft ihm nicht in den Weg. Dixi wird blaß, als sie ihn bekümmert eintreten sieht.

„Willst du zu mir, Onkel?"

„Ja! Ich muß dich einmal sprechen."

„Komm mit zu mir in mein Zimmer, Onkel, da sind wir ganz ungestört."

Als Onkel Otto und Dixi einander gegenübersitzen, sagt Onkel ernst: „So willst du dich wirklich heute mit dem Grafen Bossewitz verloben?"

„Ja, Onkel!" spricht Dixi fest, aber ihr Gesichtchen ist bleich. „Gefällt es dir nicht, Onkel?"

„Es gefällt mir nicht, so ist es, Dixi! Nichts gegen den Grafen Bossewitz. Ich habe allerhand Respekt vor seiner Tüchtigkeit bekommen, wenn es mir auch nicht gerade gefällt, was er aus dem kleinen, netten Pulkenau gemacht hat. Ein Spielernest! Aber lassen wir das. Ich habe das Gefühl, Mädel, daß du ihn nicht lieb hast."

„Vielleicht hast du recht, Onkel, aber... die Ehen, die auf der Kameradschaft aufgebaut werden, müssen die schlechte werden?"

Onkel Otto lächelt.

„Schlechte ... nein! Das kommt drauf an, wie man sich hineinschickt. Aber eins lernen die Menschen, die ihre Ehen auf der Kameradschaft aufbauen, nicht kennen, Dixi! Das große Glück!"

„Wem fällt das wohl in den Schoß, Onkel? Selten einmal kommt's zu einem Menschen."

„Ja, ja, das ist wohl so. Du wirst dich vielleicht wundern, daß ich, dein alter Onkel, so zu dir spreche. Ich, der nie verheiratet war, nie Weib und Kinder hatte. Ich hätte auch manch wackere Frau als Kameraden bekommen. Aber das war mir zu wenig. Ich wartete auf die große Liebe, und die kam nicht, darum blieb ich mit der Arbeit zusammen. Aber meine Augen waren hell, und manchmal sah ich zwei Menschen, die die große Liebe zusammengeführt hat. Und das war immer wie ein Wunder, Dixi."

„Du bist gut, Onkel, aber warum sorgst du dich so um mich?"

„Das will ich dir sagen!" entgegnet Onkel Otto nachdenklich. „Vor etwa zwei Jahren, als du noch ein kleiner Backfisch warst, da schriebst du mir einmal einen Brief. Und dem Brief lag ein anderer bei, der nicht für mich bestimmt war, den du versehentlich dem Kuvert anvertraut hattest. An eine Tante Eleonore war er gerichtet. In Berlin!"

Dixi wird über und über rot, als er das erzählt.

„Dir habe ich den Brief mitgeschickt?"

„Ja! Du brauchst dich nicht zu schämen, Dixi. Du hast in dem Briefe der Tante dein Herz ausgeschüttet, hast ihr erzählt von deiner Liebe zu Rudi, und aus jedem Wort drang diese große Liebe, daß sich mein Herz mit Andacht erfüllte. Ich spürte: hier ist eine große Liebe im Werden. Und da packte mich die Sehnsucht. Ich wollte heim. Ich wollte dich und ihn sehen, wollte euch aus euern Wegen räumen, was nur möglich war. Euer Glück ... um das ging's mir. Ich bin ein alter Kerl, ich habe nicht mehr viel zu erwarten... aber euch wollte ich glücklich sehen. Das war meines Alters großer Wunsch. So ergriffen war ich von dem kindlichen Briefe, der dein Herz zeigte, wie es war und wie es gewiß heute noch ist, daß ich immer an dich gedacht habe, kleine Dixi! Nichts zog mich sonst nach Pulkenau. Die Heimat ist mir bitter geworden, beinahe hätte ich mein bißchen Lachen verloren, aber am wehesten tat' mir doch, als ich spürte, daß eure Herzen sich trennten."

„Onkel, laß die alten Geschichten!"

„Ich will dir nicht wehe tun, kleine Dixi, aber drüben im „Ochsen", der nun der Stadt zum Opfer fallen wird, sind zwei unglückliche Menschen. Peter Lenz, den der Gram um Haus und Baum schier krank gemacht hat, und sein Sohn, der mit finsteren, bitteren Augen herumläuft, der mit geballten Fäusten am Fenster steht, wenn er hier herüberschaut. Spürst du nicht, wie weh du ihm getan hast, wie er leidet ... weil er dich liebt?"

„Das war einmal, Onkel!" entgegnet Dixi bitter.

„Es war nicht, es ist heute noch genau so. Rudolf Lenz gehört zu den Männern, die mit ganzer Seele lieben. Er hat dich nicht vergessen."

Dixis Augen funkeln auf. „Nicht vergessen? So ... nein, Onkel! Weißt du ... soll ich mich ihm an den Hals werfen und betteln? Er ... der mir so weh getan hat. Warum kam er nicht? Ich war einmal töricht, das war, als ich aus der Pension kam. Das ist vorbei. Ich bin längst nicht mehr das dumme, eitle Ding. Ach, das hielt nur ein paar Wochen an. Er hat's auch gemerkt, aber er steht starr und wartet, daß ich komme. Und ich will nicht kommen! Ich komme nicht. Nun nicht mehr! Onkel, es ist keine Täuschung: das ist nicht mehr Liebe, das ist gekränkter Ehrgeiz."

„Mädel, Dixi ... es ist nicht so!"

„Onkel, wenn einer liebt, so denke ich, so fühlen wir Mädchen alle, dann nimmt er sein Mädel in den Arm und fragt nicht, dann stutzt er ihr, tut's not, den Kopf zurecht, aber er hält es fest mit beiden Armen. Das ist Liebe! Nein, Onkel ... sprich nicht wieder! Mein Weg ist vorgezeichnet. Ich kann nicht zurück. Graf Ugo lieh mir das Geld, das du eingeklagt hast."

„Ich gebe es dir zurück! Gib's dem Grafen wieder! Mache dich frei! Ich will nicht schuld sein an deinem Unglück," bittet Onkel Otto.

Aber da schüttelt Dixi ernst den Kopf. „Er hat mein Wort ... und ich ... werde ... kein Unglück finden. Vielleicht ein ... kleines Glück, aber ... doch ein Glück."

Traurig geht Onkel Otto von Dixi.

•

Auf der Treppe begegnet Onkel Otto seinem Neffen Frank. Der Hotelier wird vor Verlegenheit rot, wie ein beim Apfelstehlen erwischter Schulbube.

„Guten Tag, Onkel!" würgt er dann hervor.

„Guten Tag, Frank!" Onkel reicht ihm die Hand. „Wie geht es dir, Frank?"

Die beiden Männer sehen sich an.

„Mir? Schlecht, Onkel! Das ... Leben sorgt für Ausgleich. Ich ... ich war einmal miserabel ... auch zu dir, jetzt zahlt's zurück, jetzt fällt's zurück auf mich. Grollst du mir noch, Onkel?"

„Nein, Frank. Ist vorbei! Weiß schon, was schuld dran war. Aber es ist doch ein Glück, daß du dich wiedergefunden hast."

Frank sieht zu Boden, es arbeitet in seinem Gesicht. Dann beugt er sich vor und sagt leise zu Onkel: „Ich halte es hier nicht mehr aus. Dixi heiratet diesen Herbst noch. Wenn ... wenn ich das hinter mir habe, dann ... mache ich ein Ende. Ich gehe aus diesem Hause."

„Warum willst du das tun, Frank?"

„Ich ... ich bin fertig, Onkel. Ich halt's hier nicht mehr aus. Ich habe mir einmal eine Frau genommen, mit allem Vertrauen ... und aller Liebe. Und jetzt ... jetzt muß ich mich meiner eigenen Frau schämen. Ist das nicht das Furchtbarste, das ein Mann im Leben finden kann?"

„Das Grausamste, ja, Neffe!"

„Was ist aus meinem ehrlichen Hotel geworden? Ein Spielerlokal, und meine Frau ist selig über das Sündengeld, das allmonatlich abfällt. Bei jeder mehr verkauften Flasche Sekt kommt sie in Verzückung. Sie denkt nur an eins: Geldmachen, nur Geldmachen. Alles andere existiert nicht. Sie kennt keine Skrupel. Alles ist ihr recht. Mann und Kind, das sind Dinge, die nicht mehr da sind. Nur Geld. Das gottverfluchte Geld!"

Onkel sieht, wie der Mann leidet. In den paar Monaten ist er um Jahre gealtert. Weiße Fäden ziehen sich durch sein Haar.

„Drüben ... Onkel Lenz ... jetzt muß er aus dem „Ochsen". Ich habe früher selber einmal dafür gestimmt. Jetzt schäme ich mich. Mich jammert er so. Bald wird der schöne Baum verschwunden sein, dazu das alte, schöne Haus. Du ... das ist noch das einzige ... in dem die Behaglichkeit steckt, in dem man sich wohlfühlen kann. Kein Glücksreiter- und Spielertum macht sich dort breit."

Onkel Otto tun die Worte wohl.

„Deine Tochter ... wird sich nun doch mit dem Grafen Ugo verloben. Freust du dich darüber?"

„Nein!" stößt Frank heftig hervor. „Mir wäre ein anderer Schwiegersohn lieber. Der ... führt sie mir weg, der nimmt mir die Tochter, das fühle ich. Irgendwo in der Welt werden sie leben. Und ... er hat ja Pulkenau zum Spielernest gemacht. Das vergeß ich ihm nicht."

*

Peter Lenz sitzt trübselig in der Gaststube. Auch er hat heute die Stube voller Gäste, seine Zimmer sind sämtlich belegt. Das Geschäft geht, aber er hat keinen Trieb, sich zu betätigen, und überläßt alles dem Sohne, der heute rascher denn je bedient.

Da kommt Onkel Otto und setzt sich zu ihm.

„Wo kommst du her, Otto?"

„Von drüben! Ich habe mit Dixi gesprochen ... und auch Frank habe ich gesprochen. Er läßt dich grüßen!"

Peter macht ein finsteres Gesicht.

„Du kannst von dem Frank, wie er jetzt ist, den Gruß gern annehmen. Ein ganz anderer ist das jetzt, gewandelt hat er sich. Er verurteilt ehrlich, daß man so schroff gegen dich vorgeht. Er leidet selber drunter. Ist ein armer Teufel!"

„Mit der Frau ... kein Wunder. Die ist dreimal der Satan. Na, bald wird sie strahlen. Tochter verlobt sich mit dem Grafen. Im Herbst ... in 6 Wochen soll Hochzeit sein."

Onkel sieht vor sich hin. Ihm will's noch nicht in den Kopf.

„Noch ist nicht aller Tage Abend!"

*

Am nächsten Tage.

Polizeirat Horst holt sich Geld vom Postamt. Es ist sein überwiesenes Gehalt. Oberinspektor Altenhoven begleitet ihn.

Der Postbeamte zählt das Geld auf. Altenhoven sagt scherzend: „Wollen doch mal genau nachschauen, daß kein falscher Schein drunter ist."

„Bitte, Herr Kollege!" lacht der Polizeirat und schiebt ihm die Scheine zu.

Altenhoven betrachtet sie, stutzt und legt drei Scheine..., einen Hunderter und zwei Zwanziger heraus.

„Die sind falsch!"

„Nicht möglich!" sagt Horst erregt. Altenhoven zeigt ihm die kleinen Abweichungen.

Sie verlangen den Leiter des Amtes zu sprechen, werden zu dem Inspektor, der der Post vorsteht, geführt und setzen ihm auseinander, um was es sich handelt.

Der Postinspektor läßt den Schalterbeamten rufen und fragt ihn, woher die Scheine kommen.

Der Beamte weiß sich nicht genau zu entsinnen. „Sie sind bestimmt heute mit eingezahlt worden, aber von wem weiß ich natürlich nicht. Wir hätten bis jetzt über dreißig Postanweisungen. Es ist der Erste gestern gewesen, da sind immer viele Zahlungen."

„Darf ich den Geldbestand einer Prüfung unterziehen?" fragt Altenhoven. Er weiß, er kann es, aber er fragt immer um Erlaubnis, das macht sich gut.

Die Kontrolle ergibt insgesamt elf falsche Scheine. Der Postdirektor ist außer sich. Altenhoven erklärt den Beamten die Merkmale der Falsifikate, und die Beamten versprechen, genau aufzupassen.

„Wahrscheinlich werden wir für die nächste Zeit einen Beamten hierher beordern, der jeweils die Scheine prüft und gegebenenfalls Feststellungen macht," sagt der Polizeirat, und dann gehen sie.

Unterwegs fragt der Polizeirat seinen Kollegen: „Was denken Sie über den Fall?"

„Ich habe mir so meine Gedanken gemacht. Der Fälscher sitzt meiner Überzeugung nach in Berlin, und die vielen aus Berlin hier hereinströmenden Weekendler sind's, die hin und wieder falsche Scheine mitbringen."

„Das leuchtet mir ein. Immerhin müßte man feststellen, wer sie verausgabt, woher sie diese Scheine haben. Vielleicht kristallisiert sich dann eine bestimmte Persönlichkeit heraus."

„So müssen wir vorgehen. In der morgigen Tagung werde ich dem Kongreß Bericht erstatten, und wir können gleich praktisch demonstrieren, wie man den Fall aufzieht und zwar hier am Platze."

„Sehr richtig, Herr Kollege!"

(Fortsetzung folgt.)

Spieler überall ...

Seltsame Wetten und Spielsitten aus vier Erdteilen.

Von Anton E. Zischka.

Wir bereisten den Hoggar, jene einsamen Hochflächen und tiefen, schwarzen Felsentäler, die Afrikas stolzesten Wüstenbewohnern gehören. Die zwei Führer waren nervös. Keiner von uns konnte sich erklären, weshalb noch kein Tuareg gesehen worden war, keine der Reitergruppen, die sonst immer majestätisch und wortlos alle fremden Karawanen begleiten. Das Bled schien ausgestorben. Spät abends dann kamen wir zu hochflackernden Lagerfeuern, zu einer Versammlung von gut vierhundert Tuaregs, die grausig Gericht hielten, die eben dabei waren, ein Gottesurteil abzuhalten. Ein alter Löffel war glühend gemacht worden, und nun legte man ihn dem Beschuldigten auf die Zunge. Er muß nicht schuldig gewesen sein, aber zischend brannte das Fleisch weg, laut hallte das Schreien des Gemarterten durch das Tal schwarzer Felsen. Man kümmerte sich nicht darum. Niemand schien Zeit für solche Kleinigkeiten zu haben.

Denn obwohl der Koran Wetten verbietet, war so ziemlich alles Gut der anwesenden Tuaregs für und gegen den Beschuldigten gesetzt worden. Achtzig Kamele wechselten in dieser Nacht den Herrn. Alles bare Geld des Stammes der Neil wurde verspielt. Ein junges Weib war verloren und — schrecklichster Verlust — ein Amulett, das ein Barthaar Mohammeds enthalten sollte. —

Wenig Wochen nach diesem grausigen Erlebnis im Hoggar sollten wir einen kleinen, in den Tanganjika-See

mündenden Fluß durchqueren. Nie waren hier Krokodile gesehen worden. Die Träger aber weigerten sich, ins Wasser zu gehen. Nach zweistündigem Verhandeln hatte einer von uns den rettenden Gedanken: Wir wetteten mit den Negern, daß kein Krokodil in dem Fluß sei . . . Und schon stiegen sie in den Fluß, um sich zu überzeugen. Die Strömung war stark. Ein Boy fiel, tauchte unter. Keiner der Schwarzen dachte daran, ihm zu helfen. Mitten im Wasser ging ein wildes Streiten darüber los, ob ein Krokodil den Mann gepackt hatte oder ob es nur die Strömung gewesen sei. Mit vieler Mühe nur erwischte ich den Boy. Er bezeugte, daß die Strömung ihn fortgetragen habe. Und Trauer herrschte darüber bei denen, die auf Krokodile gewettet hatten. —

Neger . . . Neger gehören ja überhaupt zu den wettgierigsten, sensationslüsternsten Menschen dieser Erde. Nirgends wird man soviele zu Schanden gefahrene Autos am Straßenrand finden wie in Afrika. Nirgends sind Menschen so vom Schnelligkeitswahnsinn besessen wie dort. Und mit dieser Raserei sind immer Wetten verbunden. „Mein Wagen macht hundert Meilen", rühmt sich Pulembe. „Meiner macht noch mehr", sagt Krao Kro darauf. Und beide enden im Distriktskrankenhaus von Kampala . . .

Nirgends ist das Rennpublikum so aufgeregt wie beim „Nigger-Turf" in Panama. Neunzig v. H. der Jockeis von Juan Franco, dem Rennplatz von Panama, sind schwarz. Ebenso das Publikum. Und alle haben sie am Vormittag dieses Sonntags in der Lotterie gespielt, bei der man mit 50 Cents Einsatz einen Dollar oder gar 300 Dollar gewinnen kann. Der Gewinn wird beim Rennen angelegt. Und dabei ein Geschrei entwickelt, Lärm und Bewegung gemacht wie auf keinem andern Rennplatz der Erde. Vor der Haupttribüne steht ein Bretterhäuschen, in dem die Jockeis gewogen werden, und dabei tauschen die Zuschauer mit den Reitern Zeichen aus, geheimnisvolle Gespräche werden geführt und Ratschläge gegeben, die alle europäischen Rennleitungen zu Tode kränken würden . . .

China ist das Land der erbittertsten Spieler und Wetter. Es kommt auch heute noch vor, daß Kulis, die kein Geld mehr haben, keine Kleider, keinen irgendwie verlierbaren Besitz, daß diese Kulis um Teile ihres Körpers spielen. In Sinanfu geschah es erst vor ganz kurzer Zeit, daß ein Mann nach und nach alle fünf Finger einer Hand verspielte . . . und daß der Gewinner sie ihm auch abhackte. Schangeischek erwähnte den Fall in einer Parlamentsrede in Nanking.

Nun, um von Asien, Afrika und Australien gar nicht zu reden: Nordamerika ist doch das Land tollster Wetten. Millionen werden bei jedem Sportereignis umgesetzt. Und vor kurzem hat die amerikanische Handelskammer zu Propagandazwecken Zahlen sammeln lassen, aus denen hervorgeht, daß mindestens 25 Millionen Dollar jährlich von Amerikanern in den Spielkasinos der Riviera verloren werden, daß mindestens ebensoviel jährlich für Lotterien ins Ausland gehen zum Schaden des amerikanischen Volksvermögens.

Obwohl jahrelang fast alle der 169 in Frankreich bestehenden Spielkasinos vor dem berühmten „Griechensyndikat" zitterten, der Spielergemeinschaft Nicholas Zographos und Gregori Vaglianis mit dem Armenier Koujoumdjian, die an einem Abend in Deauville einmal 24 Millionen Frank gewann und heute zerfallen ist, trotzdem sind Gestalten wie der fast legendäre „Titanic" Thomson nur in Nordamerika möglich. Thomson ist der bekannteste Berufsspieler der Erde, ein noch junger, sehr eleganter, sehr sportlich aussehender Mann mit kalten, grauen Augen, gepflegtesten Umgangsformen. Er besitzt zwei teure Autos, lebt nur in Luxushotels und hat ständig eine Rolle von Tausend-Dollarnoten in der Hosentasche. Er hat Millionen verspielt und Millionen gewonnen. „Solange man noch 10 000 bare Dollar übrig hat, um weiterzuspielen, ist das nicht tragisch", sagt er. Und fügt als goldene Regel für alle Wetter hinzu: „Nie auf gleiche Chancen wetten!"

Nicht dadurch, daß er der beste Pokerspieler der Staaten ist, kam „Titanic" Thomsons Ruhm zustande. Im Kingston Club in San Franzisko kam ich einmal dazu, wie eben eine Pokerpartie im Gang war, die schon den ganzen Winter dauerte. Man aß am Spieltisch, schlief nur ein paar Stunden, Thomson wurde beim Spiel rasiert. Ich hatte fünf Dollar zu zahlen, nur um von einem Fensterbrett aus zusehen zu dürfen. Alle Sessel, alle Fenstersimse, alle Heizkörper waren mit Kibitzen besetzt. Und alle diese begeisterten Zuschauer wetteten Vermögen auf das Fallen jeder Karte. Man hatte rund eine Million auf Thomson und fast 800 000 Dollars auf seinen Gegner „Nick the Greek" gesetzt.. Aber nicht deswegen ist Thomson so berühmt. Seine große Gabe besteht darin, immer wieder Leute zu finden, die trotz seines notorischen Glückes mit ihm wetten. Und mindestens tausend Dollar setzen, denn mit Kleinigkeiten gibt „Titanic" sich nicht ab. Er findet sie . . . auch in der Zeit dieser unvorstellbaren Krise. Und da noch leichter als früher, denn der Zufallserfolg ist ja für viele die einzige Möglichkeit geworden, in den USA. nicht anders als in Berlin.

In Auteuil und Longchamp, auf allen französischen Rennplätzen waren es ja immer schon die armen Leute, die das Hauptkontingent der Spieler stellten, dort wird ja am erbittertsten von Leuten ohne Kragen und mit zerrissenen Schuhen, von Negern und Chinesen der Vorstädte, von Kellnern und Chauffeuren gespielt. In langen Reihen stehen sie vor den Schaltern der Hundert- und der Fünfzig-Frank-Einsätze.

Spiel . . . Wetten . . . Das erste Werk einer Druckerpresse war kein Buch, sondern Spielkarten. Und als man vor ein paar Wochen aus einem englischen Bergwerk zwei Männer rettete, die achtzig Stunden eingeschlossen gewesen waren, da galt ihre erste Frage dem Ausgang des Fußballmatches Northampton gegen Dundee. Sie hatten gewettet, stundenlang, tagelang über die beiden Mannschaften gestritten . . . und dadurch blieben sie vor dem lauernden Tod, vielleicht vor dem Irrsein bewahrt . . . Und dieses groteske Ereignis kennzeichnet die immer höher steigende Welle der Spielleidenschaft: Millionen Menschen fliehen heute vor dem Jammer des Alltags ins Spiel, sie wollen vergessen, daß ringsum Vernichtung und Chaos lauern . . .

Signalball: Nordweststur...

Skizze von Frank Stoldt-Berlin-Zehlendorf.

Die sturmgepeitschten Wogen des Nordatlantiks zerschellten an der Steilküste der Bretagne. Schaum und Gischt flogen in Flocken über die breite Mole von Brest. Der deutsche Hochseeschlepper „Seewolf" zerrte im Innenhafen ungestüm an den Stahlleinen. Tag und Nacht horchte man in seiner Radiostation auf die Hilferufe havarierter Schiffe. Hier, wo sich wie in einem Wetterwinkel die Stürme fingen, klang am häufigsten das Notsignal im Äther: SOS! SOS!

Funker Hartwig drückte die Muschel des Fernhörers dichter ans Ohr. „Es ist draußen 'was los, Schiffer!" brummte er. Kapitän von Appen zuckte die Achseln. „Seien Sie nicht unverschämt, Blitz! Wir haben im vorigen Monat wieder den Griechen von 6000 Tonnen hereingebracht. Die Franzosen hatten gar nichts."

Die Deutschen waren allein auf Posten. Gegenüber am anderen Kai, nur getrennt durch das Hafenbecken, lag die „Turquoise", ein Schleppdampfer älterer Bauart. An diesem stürmischen Morgen wurde Pellier, der französische Funker, zur Kapitänskajüte befohlen. Der Kommandant machte ihn mit einem fremden Herrn bekannt: „Herr Dimanche, einer der leitenden Herren unserer Firma!" — Der Vorgesetzte lächelte verbindlich: „Setzen Sie sich, Herr Pellier! Ich habe ein besonderes Anliegen an Sie. Möchten Sie etwas trinken?" — Pellier zögerte: „Ich bin fast ganz enthaltsam", bekannte er. In den mandelförmig geschnittenen Augen des anderen glomm es auf: „Also trinken wir alle Genever", schlug er vor, „auf Ihr Wohl, Herr Pellier, Ihre Gesundheit, Kapitän Dupont!" Der Sprechende nippte am Glas und fuhr dann fort: „Wie Sie wissen, geht es unserer Gesellschaft bedauerlich schlecht. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, meine Herren. Es fahren wegen der Wirtschaftskrise weniger Schiffe. Es passiert weniger — leider! Immerhin, meine Herren", Dimanche warf einen lauernden Blick auf seine Zuhörer, „hat der „Seewolf" im vergangenen Jahre dreimal mehr Beute gebracht als die „Turquoise"!" — „Bei 500 Pferdestärken mehr und 15 Lebensjahren weniger!" warf Dupont ein. „Gewiß! Gewiß! . . . Jedoch, was tut schließlich ein deutsches Fahr-

zeug hier in der Bretagne? Wir sollten alles versuchen, es zu verscheuchen. Bei welcher Schwäche, Kapitän, sind die Deutschen zu packen?"

Dupont, dessen blondes Haar steil den eckigen Bretonenschädel umrahmte, schaute gelassen auf den kleinen, geschmeidigen Südfranzosen und sagte knurrig: „Wobei wollen Sie die packen? Die deutschen Seeleute sind tapfer, hilfsbereit und zuverlässig. Sie wagen ihr Leben bei jedem Wetter für Angehörige aller Nationen." — Dimanche wandte sich enttäuscht zum Funker, der unter dem Einfluß des Genevers etwas glasige Augen bekommen hatte. „Pellier, helfen Sie uns! Ihre und unsere Stellung hängt am Erfolg Ihres Schiffes, oder am Mißerfolg des deutschen."

Der geschmeichelte Funker sagte mit dicker Zunge: „Man müßte die Deutschen einmal tüchtig auf den Leim führen — mit einem falschen SOS!" — Dupont fuhr erbittert auf: „Pellier, machen Sie, daß Sie hinauskommen! Wer trägt die Verantwortung, der Kommandant oder Sie?" — Dimanche griff eilig ein: „Was heißt hier Verantwortung, Kapitän Dupont? Wir schicken die Deutschen zu einer Spazierfahrt in den Atlantik. Ist das so schlimm?"

Der Kapitän riß die Tür auf, daß der Sturm hineinheulte. „Herr! Möchten Sie bei diesem Wetter auch nur eine Stunde auf seeüberstürztem Deck stehen? Wissen Sie, daß Sie ein Verbrechen beabsichtigen? Es hört doch jedes Schiff, jede Küstenfunkstelle die falschen Zeichen." — Pellier gluckste: „Ich werde ein ganz leises SOS machen, das nur auf fünfhundert Meter zu hören ist. Haha! Sie haben auf dem „Seewolf" gute Verstärker. Und sie sind so gewissenhaft, diese Deutschen!" — Dupont schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ein Schiff, auf dem eine derartige Teufelei vorkommt, ist nicht mehr mein Schiff!" Knallend flog die Tür ins Schloß.

Zehn Minuten später stand hinter dem Schornstein der „Turquoise" eine schwankende Gestalt, die in der einen Hand eine Türklingel ohne Glocke hielt, in der anderen Drahtenden und eine Trockenbatterie. — — —

Auf dem „Seewolf" glühten die Röhren des hochempfindlichen Radioempfängers. Hartwig drehte gelangweilt an den Skalen. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Ein Knarrfunke, Notsender! Lauter: SOS! SOS! Eine Position: 48.05 Nord 5.47 Ost! Nur 55 Seemeilen von Brest! Die Hand des Funkers tastete nach dem Alarmknopf. Im gleichen Augenblick flammten in allen Räumen des Schiffes kleine, grüne Meldelampen auf. An Deck warfen eilige Hände die Stahltrossen nach dem Lande los. Lautes Klingeln des Maschinentelegraphen, Summen der mächtigen Antriebsmotoren, hämmerndes Zittern der Schraubenflügel! Mit rasch zunehmender Fahrt glitt der „Seewolf" der Hafeneinfahrt zu, tauchte den stumpfen, starken Bug in die ersten lang anrollenden Wellenköpfe, daß der Gischt über Brücke und gedrungenen Schornstein flog, und rauschte ins freie Meer hinaus. 4000 PS stürmten der angegebenen Unfallstelle zu!

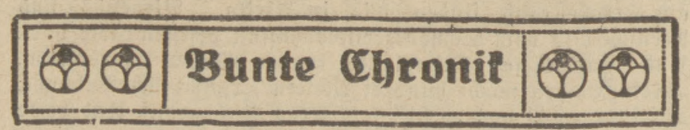
Auf der „Turquoise" hatten vier Augen schadenfroh gesehen, wie beim Anlassen der Motoren zischend die Preßluft aus dem Schornstein des deutschen Schiffes entwich und wie dieses bald auf See den Blicken entschwand. Kapitän Dupont war bereits von Bord verschwunden und versuchte im nächsten Estaminet unter grauenhaften Flüchen seinen Zorn hinunterzuspülen . . .

—— Der von Indien kommende Frachtdampfer „City of Delhi" lag seit Tagesanbruch hilflos in der groben Quersee. Mit gebrochenem Ruder, überfluteten Decks und Luken, mit zertrümmerten Rettungsbooten und arbeitsunfähiger Funkstation glich er einem Wrack. Notzeichen zerrten an der Flaggenleine, als am Horizont eine verwehte Rauchfahne erschien und sich durch den hohen Seegang der deutsche Schlepper „Seewolf" heran arbeitete. Nach drei Stunden schwieriger Manöver war die Schlepptrosse festgemacht, und das Schiff befand sich im Tau des Bergungsdampfers nach Brest unterwegs. „Sie konnten nichts mehr von ihm hören, Hartwig!" Kapitän von Appen nahm das Fernglas von den Augen. „Sehen Sie mal durch! Der kann nicht mehr funken, das Steuerbordboot hat sich losgerissen und die Wand der Radiostation eingedrückt."

Der nächste Morgen dämmerte. Kapitän Dupont war auf der „Turquoise„ mit dem Zusammenpacken seiner Sachen beschäftigt. Zwischendurch warf er einen Blick auf Hafen und Mole. Plötzlich rieb er sich die Augen. Schnaubend schob sich der trutzige „Seewolf" durch die Hafeneinfahrt, an langer Trosse folge ihm ein tiefliegender, breiter Frachtdampfer. Dupont ging an Deck, riß die Mütze vom Kopf und schwenkte sie hin und her. Kapitän von Appen winkte lächelnd mit der Hand. „Höfliche Leute, die Franzosen!" dachte er.

Nachmittags kam er vom eingebrachten Schiff zurück und sagte zum Funker: „Blitz! Sie haben die Gabe des zweiten Gesichts! Der Engländer hat gar kein SOS geschickt. Die Funkstelle ist als Erstes ausgefallen!"

Aber Hartwig antwortete selbstbewußt: „Schiffer, ich hörte es nicht nur. Ich fühlte, daß draußen etwas los war!" Und dabei blieb er.



Die Ulmen-Krankheit in Europa.

Im Jahre 1919 wurde in Holland festgestellt, daß zahlreiche Ulmen erkrankt sind und in der Folgezeit abstarben. Eine holländische Forscherin stellte als Ursache einen Fadenpilz fest, Graphium ulmi, der sich derartig verbreitete, daß heute bereits fast ganz West- und Mitteleuropa von der Ulmen-Krankheit ergriffen worden ist. In diesem Jahre ist auch die Schweiz von ihr ergriffen worden. Die Fachleute aller Länder sind bemüht, das Erkranken und Absterben der Ulme zu bekämpfen. Wenn die Erkrankung sofort bemerkt wird, ist eine Rettung der Ulme noch möglich. Der Fadenpilz liegt nämlich in den Gefäßen des Holzkörpers im Stamm und in den Ästen, und zwar im jüngsten Holz, d. h. in den äußersten Jahresringen. Die Gefäßröhren des Holzes werden dadurch verstopft. Da sie wasserleitende Organe sind, wird durch das Eindringen des Fadenpilzes die Wasserversorgung der Krone beeinträchtigt. Solange nur an einzelnen Ästen die Blätter nicht mehr ihre normale Größe erreichen oder sich aufrollen, ist eine Rettung des Baumes noch möglich. Sind aber bereits ganze Äste verdorrt, muß der Baum gefällt und sofort entrindet werden, um ein rasches Austrocknen des Holzes und damit das Absterben der Fadenpilze zu erzielen. Jedenfalls muß die Ulmen-Krankheit überall bekämpft werden, damit dieser schöne Baum Europa erhalten bleibt.



Nur nicht die Ruhe verlieren.



„Um Gottes willen, Ober, da rennt jemand mit meinem neuen Mantel weg!"

„Augenblickchen — ich hole meinen Kollegen; das ist nämlich nicht mein Tisch!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.